Frauentypen

von

Hannah Meyer-Breuer ז"ל

Unseren Führerinnen zur Erinnerung
an die Esra-Tagung Fulda
im Tammus 5681.

Abgedruckt aus den Jüdischen Monatsheften.

J. Epstein's Buchdruckerei, München, Dachauerstraße 31.

אל האשה אמר

Zum Weibe aber hatte Gtt gesprochen: הרבה ארבה עצבונך והרנך „ungeheuer groß werde ich sein lassen deine Entsagung und deine Mutterschaft, בעצב תלדי בנים in Entsagung wirst du Kinder gebären, ואל אישך תשוקתך zu deinem Manne hin wird deine Sehnsucht sein, והוא ימשל בך und er wird über dich herrschen.“ — Den Sinn dieser Worte Gttes zu dem ersten Weibe, als es im Begriff steht, das Paradies zu verlassen, um an der Seite des Mannes einem ungewissen, erst zu gestaltenden Dasein entgegenzugehen, fasst der Mann gleich danach in ein Wort, einen Namen zusammen: „Chawa“ nennt er sein Weib, denn, fügt er hinzu, sie hat ja ihre Bestimmung nun empfangen: Mutter alles Lebendigen ist sie geworden.

Begreifen wir dieses Wort recht, so bedeutet es weder einen Fluch, der von nun ab auf der Frau ruht, noch einen Segen — sondern es will nichts als die durchaus normale, menschlich natürliche Stellung kennzeichnen, die das Weib als solches unter den nun veränderten Lebensbedingungen künftighin einnehmen wird. In dem Moment, in dem der Mensch das Paradies verlässt, um den Kampf ums Dasein aufzunehmen, sich in eine Umgebung gestellt sieht, der er die geringste Lebensnotdurft erst in hartem Ringen abzugewinnen hat — m. a. W.: das unermessliche schier endlose Schlachtfeld der Geschichte betritt, auf dem jede einzelne Wegesspur, die es ihm vorzudringen gelingt, mit Strömen von Blut bezeichnet ist, jede Errungenschaft, jede Entwicklung, jede Ahnung von Fortschritt mit „Menschenopfern unerhört“ teuer genug erkauft wird — in dem Moment will dieses an das Weib gerichtete Wort nichts anderes, als nach einem Blick in die Kul-

Anschauungsweise bieten, sich am kräftigsten und wiederholtesten durchgesetzt hat. Und da ist es im grauen Altertum die berüchtigte Figur der Göttin Astarte, die fast unter allen Völkern Asiens in irgend einer Form Tempel und Kultus erhält — und der man kein wohlgefälligeres Opfer zu bringen weiss als die Reinheit der Frauen und Mädchen. Dieser eine Umstand spricht Bände, zeigt nur zu deutlich, welcher Art die Kultur jener Völker gewesen, welcher Art ihre Frauen und wie unvermeidlich ihr Untergang. Jedes weitere Wort erübrigt sich.

Aber nicht nur das asiatische Heidentum kannte und verehrte die Astarte als weibliche Gottheit par excellence — graecisiert finden wir sie wieder in der Aphrodite, latinisiert in der Venus. Ist auch ihr Kultus nicht ganz so barbarisch mehr, ihr Prinzip ist das gleiche. Wohl wird ihr hier eine andere weibliche und von Natur mächtigere Gottheit gegenübergestellt, die Hera-Juno, die Göttin der Ehe, die Beschützerin der verheirateten Frau und des häuslichen Friedens. Aber ist nicht schon diese Gegenüberstellung bezeichnend? Und nicht nur, dass der Grieche und der Römer sich die Göttinen der Ehe und der Liebe als Todfeindinnen denkt, Hera, die Göttermutter, ist ihm die ewige Nörglerin und Landplage des Olymp, die „hoheitblickende“ aber unbeliebteste aller Göttinnen ohne jede Grazie — dagegen Aphrodite, die Göttin der Liebe zwischen Mann und Weib — und der Grieche und Römer kennt nur eine Art Liebe, die sinnliche Liebe zwischen Mann und Weib, ist ihm zugleich Göttin der Schönheit, geschmückt mit allen erdenklichen Reizen, allem „Zauber der Lieb' und Sehnsucht, welcher ihr alle Herzen der Götter bezähmt und sterblicher Erdenbewohner“ (Homer) — die Charitinnen selbst bedienen sie! Hera und Aphrodite, Mutterschaft und Erotik sind zwei Gegensätze, zwei mit tödlichem Hass sich ewig befehdende Gottheiten des griechisch-römischen Mythos — kein Wunder, dass in der Geschichte dieser Völker, in deren Geiste das Wesen, die Bestimmung und der Beruf der Frau sich also malten, dass ihnen Ehe und Liebe Gegensätze, die Ehe kaum mehr als ein durch Sitte und Herkommen geheiligtes notwendiges Übel, die sinnliche Liebe aber die Wonne des Lebens selber ist, ein ausgesprochener Frauentypus erst dann sichtbarlich wirkend und beeinflussend auf den Plan tritt, als der Stern beider Nationen zu bleichen beginnt, als sie sich rüsten im Übermut des Glücks und der Erfolge, durch Verfall der Sitten

und unbeschränktes Genussesleben ein selbstverschuldetes Grab sich zu bereiten. Der Moment, als im Leben des Griechen und Römers nicht mehr das Wohl des Staates oberstes und alle übrigen Interessen verschlingendes Prinzip aller seiner Handlungen und Bestrebungen war, als er seinen persönlichen Neigungen und Leidenschaften nachzugehen begann und somit das Weib als wesentlichster Genussesfaktor in einer Welt von Geniessern eine ganz andere Bedeutung gewinnen musste als bisher in einer Welt von Arbeitern, deren Arbeit sie nicht hatte teilen dürfen — das ist der Moment, in dem das griechische und römische Weib sich gerächt haben an ihrem Zeitalter, in dem es keine Rolle gespielt hat, solang es nur Gattin und Mutter war — nun wird es Geniesserin und Genussobjekt, nun gewinnt es als Hetäre den grössten Einfluss auf die Kultur Griechenlands und besteigt als buhlerische Kaiserdirne den Thron der Cäsaren — nur allzutreu spiegelt es nun den Geist und die Kultur seiner Zeit und seines Vaterlandes wider — einmal unter der Flagge der Aphrodite-Venus ans Ruder gelangt, übertrifft es, unbekümmert um Ehe und Mutterschaft, an wahnwitzer Genußsucht noch den Mann, reisst den Vater ihrer Kinder immer weiter mit sich fort im Taumel der ekelsten Ausschweifungen und beschleunigt so aus allen Kräften ihrer beider Untergang.

In ihrer Sünden Maienblüte fährt sie dahin, die alte Welt — unter fürchterlichem Krachen und Donnerbersten stürzt der morschgewordene Riesenorganismus des Heidentums aus allen Fugen, die stolze Roma, schon Generationen hindurch nichts anderes mehr als eine wandelnde Ruine, hat ihr Geschick ereilt. תשב אנוש עד דכא In die Zermalmung zurück hatte Gtt eine entartete Menschheit gesenkt, ותאמר שובו בני אדם um neues, frischeres und reineres Leben aus ihren Trümmern emporblühen zu lassen. Dicht neben die faulende Wurzel des Heidentums war vom fernen palästinensischen Gttesbaume ein winziger Same gefallen, hatte tief unter der Erde, von den Katakomben Roms her in wühlender Maulwurfsarbeit sich immer breitere Grundvesten geschaffen — Schritt für Schritt, langsam, doch sicher vordringend, ist das Christentum von Sieg zu Sieg gegangen, hat an derselben Stätte, wo einst Jupiter Capitolinus die Welt zu seinen Füssen erzittern sah, seinen Statthalter Gttes auf Erden mit der päpstlichen Tiara gekrönt — und wo einst der Venustempel ragte und Männer und Frauen zu freiem Sinnengenusse einlud, da liegen auf klösterlichen Steinfliesen Scharen von

abgezehrten Menschen auf den Knieen, und es flehen die Männer zur himmlischen Jungfrau, die Frauen zum himmlischen Bräutigam um Kraft und Beistand gegen die Anfechtungen des Fleisches.

Was war geschehen? Das Christentum hat mit Feuer und Schwert Europa sich unterworfen und an Stelle der alten neue Ideale gesetzt. An Stelle der heidnischen, allzumenschlichen Gottheiten, die nur eine Sünde kannten, den Frevel gegen die eigene Natur, tritt hoch über allen Himmeln thronend Ein Einziger Gott, der in dies irdische Jammertal einen Menschen gesetzt hat, dessen Trieb von Natur sündig ist, der vergebens versucht, seiner eigenen Natur zu entrinnen und zu Gtt zu gelangen — „Kyrie Eleison!“ schreit es durch das ganze Mittelalter, Herr, erbarme dich, denn sündig sind wir, sündig jede Regung unseres Herzens, jeder Atemzug unserer Brust von Jugend an — wo immer wir schreiten, straucheln wir, wohin wir blicken, begehren wir, und wer ist's, der uns versucht? Töten wir sie ab, Natur, die grosse Teufelin, denn siehe, keine Rettung gibt's vor der Sünde, wenn die Natur uns einmal packt — „wer nur ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, hat schon mit ihr die Ehe gebrochen“ — wahrlich das Weib ist ein Werk des Teufels, ist Satanas selber, der uns versucht — hebe dich hinweg! — So denkt das mittelalterliche Christentum vom Weibe. Und es schafft sich das Ideal eines Mannes, der fern von der Frau, fern von allem weltlichen Hasten und Treiben, in Reinheit und Keuschheit dem alleinigen Dienste Gottes sich weiht, betend, fastend und sich kasteiend. Und es schafft sich das Ideal eines Weibes, das zwar Mutter gewesen, aber auf wunderbare Weise dennoch Jungfrau blieb — sie betet das Mittelalter an, das Weib als Jungfrau ist sein Ideal. Das ganze Mittelalter singt und klingt wider von Liedern zu ihrem Preise. Die ganze bildende Kunst steht unter ihrem Zeichen, wird von ihrer Gestalt inspiriert. Ihrem Dienst weiht sich der Priester, der Dichter, der Künstler so gut wie Kaiser und Könige. Mit ihrem Namen auf den Lippen schwingt der Ritter und sein Knappe sich aufs Ross, zieht der letzte Fußsoldat das Schwert aus der Scheide. Weltliche Galanterie mischt sich in ihre Verehrung, ihr Kult erzeugt unmittelbar den Frauenkult schlechthin, das Marienlied das Minnelied. So sehen wir das Mittelalter, sowohl Kirche als Weltlichkeit, in seiner Stellungnahme zur Frau zwischen zwei Extremen hin- und hergerissen — dieselbe Frau, die der Kirche einerseits als ein Werk

des Teufels selber erschien, wird andererseits in einer Frau abgöttisch verehrt — dieselbe Frau, vor der der höfische Herr soeben noch das Knie gebeugt und ihrem leisesten Wink, ihrer geringsten Laune ohne Besinnung Gut und Blut geopfert hätte, kann im nächsten Moment, um nur ein Beispiel zu geben, auf die lächerlichste Anklage hin, nach barbarischem Prozessverfahren als Hexe verbrannt werden! Marienkult und Cölibat, Minnedienst und Hexenprozesse, — kein Wunder, dass, während die Künstler des Mittelalters in ihren sämtlichen Werken den Frauen huldigen, die Scholastiker trotzdem mit Fug und Recht, ebenfalls dem Geiste der Zeit gemäss, darüber hin und herstreiten konnten, ob denn das Weib eine Seele habe.

Woher diese Extreme? Warum einerseits Vergötterung, andererseits Verzerrung — bald Engel, bald Teufel — hier Herrin, Gebieterin, „hohe Fraue", und dort Hexe? Warum geht durch das gesamte Mittelalter ein Zug härtester, grausamster Kasteiung des Leibes dicht und unvermittelt neben den wildesten Ausbrüchen ungezügelter Sinnlichkeit? Weil das Ideal des Mittelalters die Jungfrau war, das unvollendete Weib. Weil ihm die Mutter, die Mutter schlechthin, nichts Heiliges war, nicht gttliches Wunder genug, sondern erst durch ein spitzfindiges und widerspruchsvolles Wunder heilig und gttlich werden konnte. Weil ihm die Ehe ein zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes notwendiges Übel geblieben war, für die es seine besten, genialsten Männer für zu gut hielt. Sein Ideal war die Jungfrau, das unvollendete Weib. Dieses Ideal musste es zugleich verehren, zugleich fliehen. Es musste es liebenu nd musste es hassen, begehren und verabscheuen zugleich. Das widernatürliche Ideal erzeugte die widerspruchsvollsten Empfindungen und Erscheinungen. Und es erzeugte den charakteristischsten Frauentypus des Mittelalters: die Nonne.

„Ungeheuer gross werde ich sein lassen deine Entsagung und deine Mutterschaft — in Entsagung wirst du Kinder gebären — zu deinem Manne hin wird deine Sehnsucht sein und er wird über dich herrschen" — ah! wie klingt es so weit, so fernab wie aus einer anderen Welt, dies natürliche und so unendlich reine Wort, mit dem die Heil. Schrift unser aller selig-unseliges Frauenlos uns kündet — wie klingt es so fremd in diese mittelalterliche Welt hinein! Dies ernste, wehmütige und doch so unsagbar stolze Wiegenlied des Frauentums, das seine ganze Geschichte, bald leiser

bald lauter, melodisch durchzieht — an den Mauern der Nonnenklöster bricht sich sein Schall und mit schrillem Wehlaut gleitet es rasch vorbei. Auch ich will nicht lange verweilen. Es genüge, nochmals zu betonen, dass diese seltsame, unerquickliche, ja fast unerklärlich scheinende Verirrung des Frauengeschlechts, über die der schlichte, natürliche Menschenverstand unbarmherzig den Stab brechen muss, dass diese Verzerrung, diese Karikatur einer Frauengestalt, dass die Nonne mit unerbittlicher Logik aus der Anschauung ihrer Zeit über die Frau und ihr Wesen herausgewachsen ist — dass dieser seltsam wirre, halb mystisch-verschwommene, halb plastisch-sinnliche Frauentypus, der in religiöser Brunst und fanatischer Fieberglut sich verzehrt und von dem es doch zu uns herüberweht wie eisigkalter Grabeshauch und Moderduft, eine mit fast mathematischer Sicherheit und Schärfe aus christlichen Dogmen zu berechnende Consequenz ist. Das Heidentum kannte nur eine Menschenmaterie, die in Einheit mit der grossen Natur in unbekümmerten Sinnenleben sich restlos erschöpft — es würdigte das Weib in erster Linie als Genussesfaktor; als solches wird es ihm am häufigsten zur Göttin, als solches baut es ihm die meisten Tempel. Das Christentum erkennt das Höhere, Unmaterielle, Freie und Gttliche der Menschenseele; aber es sieht es in ewigem und gttgewollten Gegensatz zur heidnischen Tierheit des Leibes — und mit verhängnisvollem Griff reisst es die Menschennatur zwiespältig auseinander, baut eine gähnende, unüberbrückbare Kluft zwischen Geist und Fleisch, erklärt die Ehelosigkeit für heiliger als die Ehe und duldet nicht nur, sondern befürwortet es, dass Scharen von Frauen ihrer eigentlichen, allzuirdischen, allzunatürlichen Bestimmung verloren gehen und statt gesunder, geistig-sinnlicher Liebe zu Mann und Kind sich in übersinnliche und ach! so unfruchtbare Erotik hineinsteigernd — geistig, sittlich und körperlich zu Grunde gehen. Das Christentum verwirft die heidnische Anschauung vom Menschen überhaupt — es weiss Besseres für ihn als in blossem Triebleben, und wenn es noch so sehr in den Grenzen massvoller Formschönheit sich hält, dahinzuvegetieren — aber in verhängnisvollem Eifer verfällt es in das andere Extrem: fordert Abtötung des Leibes und reines Leben im Geiste, in der Sehnsucht nach höheren Sphären; es ahnt das Rechte und Wahre, findet es nicht in der Natur und sucht es darum in der Unnatur. Es verpönt den heidnischen Frauentypus — noch einmal erregt

Frau Venus als „grosse Teufelinne“ in der Tannhäusersage der ganzen Christenheit Furcht und Grauen — dann hat sie ausgespielt und ein reineres, höheres, aber unnatürliches und darum unerreichbares Frauenideal tritt an ihre Stelle — das Weib als Jungfrau verdrängt das Weib als Buhlerin: ein Extrem das andere. Die Folge ist, dass in sämtlichen Chroniken des Mittelalters über die sittliche Verderbtheit des Clerus bitter geklagt wird und die Geschichte mit dürren Worten konstatiert, dass in der 2. Hälfte des Mittelalters ein Kloster und ganz besonders ein Nonnenkloster längst nicht mehr eine Stätte des Friedens und der Weihe, des blossen Lebens im Geiste ist — sondern im Volksmund geradezu identisch wird mit den verworfensten Brutstätten der Unzucht. Venustempel und Nonnenkloster — wahrlich, hier berühren sich die Extreme und die Differenz ist so gross nicht mehr.

Und abermals stehen wir vor einer entscheidenden Wendung der Geschichte. Und wieder fühlen wir, dass die Geschichte keine plötzlichen und zufälligen Erscheinungen kennt, dass alle ihre Revolutionen Evolutionen sind. So wenig wie das Mittelalter eine vom Geiste des Altertums abrupt zu scheidende, vielmehr organisch aus ihm herauswachsende Epoche ist, ebenso sind die grossen, geistigen Neugestaltungen des 15. und 16. Jahrhunderts, die uns den Beginn der Neuzeit markieren, im Schosse des Mittelalters langsam gereift und sind ans Tageslicht gelangt nach den eisernen Gesetzen der Lebensnotwendigkeit, der Selbsterhaltung. Fassen wir uns kurz: das Schlagwort der „neuen“ Kultur lautet: Freiheit und Einheit der Persönlichkeit. Humanismus und Renaissance brechen die Ketten des Feudalismus und stellen das Individuum auf sich selbst, auf seine eigne Kraft: jeder ist nicht, was er geboren ist, sondern was er aus sich macht. Die Reformation befreit die Seele des Individuums aus dem engen Käfig, in dem apostolische Unfehlbarkeit und Dogmatik sie gefangen und stellt auch sie hinaus in eine freie Gtteswelt, rein auf sich selbst und das ihr innewohnende Gttesempfinden, lehrt sie so eine neue Sittlichkeit. Aber in furchtbar erbittertem Kampf wehren sich Feudalismus und Papsttum gegen den Ansturm der neuen Ideen — noch einmal trägt das Mittelalter äusserlich den Sieg davon: um Jahrhunderte zurück wirft der 30jährige Krieg die in bestem Fortschreiten begriffene Menschheit. Langsam erholt sie sich — nimmt im 18. Jahrh. den Schlachtruf des Humanismus und der Reformation

wieder auf — kämpft in ungeheuren Revolutionen um die Gleichheit und Brüderlichkeit, die schon der Humanismus erstrebt, um die Glaubens- und Gewissensfreiheit, die schon die Grundidee der Reformation gewesen — kämpft in einem Wort um die Freiheit der Persönlichkeit mit wechselndem Erfolg noch heute, Mann und Weib, jeder für sich, jeder auf seinem Gebiet und auf seine Art. Um ihre Freiheit kämpfen sie, der Mann und das Weib, denn beiden schwebt ein neues, höchstes Ideal nun vor, das sie nur als völlig freie Menschen erreichen zu können glauben, ein Ideal, das gebrochen hat mit der christl. Vorstellung von der gttgewollten Zweiteilung des Menschenwesens, für die es nimmer Versöhnung gibt, eine Vorstellung, die, als sie zuerst sich bildete, solch ungeheurer Fortschritt war, und als sie sich fortentwickelte, solch unselige Consequenzen hatte — gänzlich gebrochen hat der moderne Mensch mit ihr — ihm schwebt an ihrer Statt das Ideal der harmonischen Menschenpersönlichkeit vor, die ihren kategorischen Imperativ in sich trägt und so im Namen ihres eignen Sittengesetzes weder ihr geistiges noch ihr sinnliches Leben verleugnet und abzutöten sucht, sondern zu freier, schöner Menschlichkeit auszugestalten, die eigne Persönlichkeit nach allen Seiten hin harmonisch zu vollenden strebt.

Nichts anderes als dies ist die Sehnsucht der modernen Frau und zugleich die tiefinnerste Idee der sog. Frauenbewegung. Die Frau ist Kämpferin gnworden, um Frieden zu finden, — nicht den Frieden der stillen Resignation, den die der Willkür des Mannes recht- und wehrlos Unterstehende allenfalls finden mochte — auch nicht den Kirchhofsfrieden mehr, den ein Kloster bestenfalls bieten konnte — sondern den Frieden der freien, in sich selbst ruhenden harmonisch ausgereiften Persönlichkeit. Seitdem wir das Weib an der Seite des ersten Mannes den Boden der Geschichte betreten sahen, ist es durch so gewaltige Krisen hindurchgegangen im unaufhaltsamen Strom der Kulturentwicklung, dass es nun, im Zeitalter der Bewusstwerdung des Individuums, nur natürlich war, dass auch die Frau gleichsam eine Minutenspanne lang innehielt, um sich rück- und vorwärtsschauend auf sich selbst zu besinnen. Die Frau wurde sich zum Problem. Und geht sofort mit dem eigentümlich reizvollen, gänzlich unhistorischen, radikalen Ungestüm revolutionär angehauchter Zeiten und Bewegungen vor, will von keinem Herkommen, keiner guten alten Sitte mehr hören, will

gleichsam voraussetzungslose Wissenschaft mit sich selber treiben, sich rein auf sich selber stellen, in Freiheit und Selbstverantwortlichkeit über sich und ihr wahres Wesen und ihren wahren Beruf beschliessen. Das Wort der Heil. Schrift, die Ideale des Heiden- und Christentums — die moderne Frau behält es sich vor, sie zu prüfen und zu wägen und, falls zu leicht befunden, sie zu verwerfen und neue zeitgemässere Bestimmung sich zu suchen. Mutterschaft, Dahingabe des ganzen Wesens an das Kind und daher natürliche und materielle Unabhängigkeit vom Manne, wie mit sachlicher Eintönigkeit das Bibelwort suggeriert — sinnliche Erotik als bestimmendes Prinzip und Mutterschaft in ihrem Dienste bloss — ewige Keuschheit, durchgeistigte Jungfräulichkeit, Wonnen der Himmelsbrautschaft, wie sie die Kirche mit den glänzendsten Farben malt — oder gar Überwindung des Weibtums, allmähliche Heranzüchtung zu einem dem Manne nicht bloss völlig gleichberechtigten, sondern auch gleichgearteten Wesen — alle diese Probleme, die in Wahrheit den Lebensnerv der Frau berühren, hat die moderne Frau neu aufgeworfen, hat sie auf tausendfach variierte Weise beantwortet und jede einzelne Variation ist in besonderen Frauentypen zu Fleisch und Blut geworden. Soviele Probleme, soviele Typen! scheint es uns fast, die wir alle noch mitten im Fluss des modernen Lebens stehen,— das Entscheidende für uns jedoch ist, dass ein gemeinsames Merkmal ihnen allen anhaftet, von Corinna und Vittoria Colonna bis zu George Sand, den Damen à la Jucinde bis zu Ellen Key, sogar von den Parisern Fischweibern bis herab zur männerbefehdenden Londoner Suffragette — sie alle gehen aus von dem Prinzip der freien Selbstbestimmung — ihnen allen schwebt, oft verschwommen nur und nebelhaft, oft gänzlich unbewusst, zuweilen aber auch mit sonniger Klarheit das leuchtende Ideal des Humanismus: das Ideal der harmonischen Persönlichkeit vor. Und sie sucht und strebt, die moderne Frau, sucht ihren Weg und strebt nach dem Höheziel, das sie sich gesetzt — gar oft strauchelt sie und schwankt, reisst gar oft sich blutige Wunden an den Dornen am Wege und ach! unzählige Male verirrt sie sich und tappt wie ein Kind im Dunkeln. Denn noch hält sie ihren revolutionären Trotz für Souveränität, ihre Regellosigkeit und Willkür für sittliche Freiheit, ihr blosses unbegrenztes Suchen und zufallsgebundene Prinzipienwahl für Selbstbestimmung! Wohl, das Prinzip der Selbstbestimmung ist ein stolzes, menschenwürdiges

Prinzip. Die harmonische Persönlichkeit — fürwahr, das herrlichste, erhabenste Ziel, das der Mensch sich stellen kann! Wo haben wir doch Ähnliches schon vernommen? Viel, viel früher, im grauen Altertum, als dies alles noch recht unmodern war — התהלך לפני, erzählt die Bibel, Gtt sprach zu Abraham: התהלך לפני והי תמים! „führe Dich vor meinem Angesichte und werde ganz!" „Führe Dich" — nicht von blindem Ungefähr, nicht von der Willkür, die selber nur äusserem Anreiz gehorcht, lass Dich sklavisch leiten — sondern von innen heraus, rein aus Dir selber, in freier Selbstbestimmung zu individuell sittlichem Wandel führe Dich und zwar führe Dich „vor mir" — von nichts auf der Welt, nur von mir, Gtt, lass die natürliche Grenze Dir setzen: finde Freiheit in meiner Gesetzlichkeit! והי תמים — und nachdem Du in Freiheit über Dich also bestimmt, gib Dich mit Deinem ganzen Wesen an diese Bestimmung hin, entziehe ihr auch nicht die geringste Seite Deines Wesens, lass in ihr und durch sie alle Deine Kräfte und Strebungen zur Entfaltung kommen — sei ganz und werde harmonisch! Das Prinzip der Selbstbestimmung — mit ihm steht und fällt das jüd. Gesetz als solches — Harmonie der Persönlichkeit nicht als luftiges, verschwommenes Ideal, sondern als festumgrenzte Forderung fordert das jüd. Gesetz — fordert es nicht nur von Abraham, sondern — קדושים תהיו! von jedem Einzelnen, von jedem Mann und jeder Frau, von jedem in seiner Art, nach seiner Bestimmung.

Und so ist es in der Tat. Die Krisen, die Irrtümer und die Wandlungen der Frau, die wir in unseren schablonenhaften Skizzen nur andeuten konnten, die sind der jüdischen Frau erspart geblieben — oder genauer: sie hat sie sich stets ersparen können. Ihre Geschichte nahm einen anderen Verlauf. Denn zunächst ihre äussere Stellung ist im Judentum über allen Wandel der Zeiten hinweg festgelegt und aus ihres eigenen Wesens tiefster Tiefe, wie sie nur dem Schöpfer alles Lebendigen selbst erschlossen sein konnte, begründet worden. Im Judentum konnte das natürliche und materielle Übergewicht des Mannes, das die Frau aller anderen Völker von seiner Willkür und Gnade abhängig macht, nimmermehr die ursprüngliche und gttgewollte Gleichheit der Geschlechter gefährden. Nie konnte das unwürdige Schauspiel, das Mann und Frau in der Kulturgeschichte der Jahrhunderte vor unseren Augen boten und noch bieten, bei uns eine Parallele finden:

nie war bei uns die Frau Sklavin des Mannes und nie erzwang, erbat, erlistete oder erbettelte sie sich bei uns von ihm, dem Gesetzgeber, ein Rechtlein nach dem andern — sondern dasselbe Gesetz, das die Frau bindet, bindet bei uns auch den Mann, es steht über beiden und wendet sich an beide, weder er, noch sie haben's verfügt, weder er noch sie vermöchten das Geringste daran abzunehmen noch hinzuzufügen. Und so konnte die natürliche und materielle Abhängigkeit vom Manne, die die Frau unter Völkern, bei denen der Mann selber auch zugleich das Recht gründet und fortbildet, völlig entrechtet hat, von welchem Zustand sie erst heute und auch nur bei Kulturvölkern von ganz beschränkter Zahl, allmählich sich zu erholen beginnt — ihre äussere Stellung in einen Kreis, in dem die תורה einen jeden Mann zum Gttesdiener und ein jedes Weib zur Gttesdienerin sich weiht, niemals im allergeringsten gefährden.

Das Problem ihrer inneren Bestimmung hingegen hat die jüdische Frau jederzeit wohl so gut wie jede andere aufwerfen und sich durchdenken müssen — ja, sie, die alltäglich und allstündlich ihre sittliche Freiheit durch Hingabe an heteronome Gesetzlichkeiten erprobt und sich daher noch in ganz anderer Weise als freier, stolzer, sich selbstbestimmender Mensch zu fühlen das Recht hat, sie wird dieses Problem, das ihr aus körperlich gebundenen Zufälligkeiten und Naturgesetzen erwächst, mit noch ganz anderer Gewalt ergreifen, wird sie noch ganz andere Untiefen und Abgründe entdecken lassen — in ganz anderer Weise noch mag sich ihr Wesen an seinen Wurzeln und Daseinsbedingungen davon gepackt fühlen. Wohl bindet das Gesetz die jüdische Frau, wohl findet sie festumschriebene Regeln vor, wie sie sich als Jungfrau, als Gattin und als Mutter zu verhalten hat. Während aber das Gesetz dem Manne die Hausesgründung zur ersten und höchsten Pflicht macht und ihn zugleich zum Ernährer und Erhalter dieses Hauses einsetzt, versucht es nirgends auch nur durch die geringste Andeutung, auch die Frau an eine festbestimmte Lebensform zu binden, überlässt die Entscheidung, die Berufswahl ihr selbst, appelliert hier, wie auch sonst so oft, stillschweigend an ihren geraden, natürlichen Sinn, an ihr wahres, unverfälschtes und auf die Dauer unbeirrbares Gefühl, vor dem es die höchste Achtung hegt. Aber die erziehliche Kraft seiner in grossartigen, auf Schritt und Tritt uns begleitenden Tatsymbolen niedergelegten Welt- und

Lebensauffassung stellt es der jüdischen Frau in ihrem Entwicklungsgang zur Seite — bewusst oder unbewusst schützt die ganze von ihm gebotene jüdische Lebenspraxis und Gesinnung die jüdische Frau vor den gröbsten Verirrungen, vor dem Fall ins äusserste Extrem.

Vor dem Schicksal, steuerlos vom Himmel durch die Welt zur Hölle zu schweifen, bald kühn und gross nach dem Höchsten zu greifen, bald klein und verächtlich mit dem Gewürm um die Wette im Staub sich zu wälzen, davor rettet den jüdischen Menschen sein Gesetz, mit seiner Hilfe bleibt die innere Menschenwürde und Sittlichkeit stets gewahrt und alles Entwickeln wird ein Fortschreiten zum Heil! Genau so in unserem Einzelfalle. Die jüdische Frau findet ein Gesetz vor, das sie bindet und sie vor den furchtbarsten Irrtümern und verhängnisvollsten Krisen ihrer nichtjüdischen Schwester bewahrt. Aber innerhalb dieses Gesetzes wird ihr unbeschränkte Spiel- und Entwicklungsfreiheit, in vieler Hinsicht in höherem Masse als dem Manne. Und so wird ihr dieses Gesetz, wenn sie sich mit ihrem ganzen Wesen ihm hingibt, an ihm sich Freiheit der Seele und des Geistes immer wieder aufs Neue erwirbt, an seiner Hand den Schlüssel findet für ihr eigenes Innere, durch die Gesetzeserkenntnis Selbsterkenntnis gewinnt, durch die Durchdringung mit jüdischer Gesinnung, den Einblick in jüdisches Denken, ihre eigene, individuelle Lebensanschauung sich bildet, gleichsam zur festen, ewig gleichen, unveränderlichen Claviatur, die die ganze Fülle der Frauennaturen, eine jede nach ihrer Art, ihrem Charakter und Temparament zum Spiel zulässt, auf der eine jede bestenfalls in mächtigen Wellen ihr ganzes Wesen in Töne umzusetzen versteht, Töne, so reich und mannigfaltig und immerdar wechselnd, in kräftigen Wogen stets neu aus unerschöpflicher Tiefe hervorquellend und sich zu freien Rhythmen und klingenden Harmonien verbindend, wie sie nur die ganze Fülle einer freigewordenen Menschennatur aus blossen Tasten, starren Gesetzesbuchstaben hervorzulocken vermag, und ein treuer Berater wird ihr dies Gesetz, ein wahrer Freund, der ihr zur rechten Zeit mit seinem „Zurück“ entgegentritt, zur rechten Zeit mit seinem „Vorwärts“ sie ermuntert und stärkt, und sie vergilt ihm die grosse Verehrung und das grosse Zutrauen, das es stets in erhöhtem Masse für sie an den Tag gelegt hat, mit ganz besonderer Treue und Gewissenhaftigkeit

und jenem spezifisch weiblichen intuitiven Verständnis für seinen Geist, durch ihr warmes und inniges Einfühlen in seine Seele und ihr spontanes Umsetzen der gewonnenen Persönlichkeitswerte in vom Blut ihres Lebens durchströmte und vom Pulsschlag ihres Herzens durchzitterte Handlungen.

Und so hat das Judentum im Lauf der Jahrhunderte stattliche Frauengestalten sich herangezogen. von denen die Annalen unserer Geschichte mit Stolz berichten oder auch mit Stolz — zu schweigen wissen. Selbst die mit ihrem Lob so karge und ausführliche Charakterisierung in der Regel vermeidende Bibel füllt ganze Spalten mit der sorgfältigen und liebevollen Zeichnung einer ganzen Schar von Heldinnen. Und es kann kein Zweifel mehr obwalten — nachdem wir gezeigt haben, aus welcher Quelle allein die jüdische Frau ihre Lebensanschauung schöpft, — auf welche Weise sie die Probleme ihres Frauentums lösen, in welcher Lebensform sie die Vollendung ihres Wesens suchen wird.

„Im Schmuck des heiligsten Berufes, der höchsten Würde der Frauen, glänzen die Gestalten. Als Mutter grüsst uns eine jede“ (S. R. Hirsch, Ges. Schr. II.) bei aller Verschiedenheit der Charaktere, bei aller Eigenart und Besonderheit der einzelnen Individuen, bei allem Reichtum persönlichster Farbengebung und Feinheit der Nuancierung hat es die jüdische Frau zu allen Zeiten und unter allen Umständen verstanden, Mutter zu sein, hat als Mutter ihre höchsten Triumphe gefeiert, aus dem Muttergefühl ihre tiefsten Erkenntnisse gewonnen — hat sich nimmer beirren und verleiten lassen, anderen Idealen nachzujagen, mochten sie noch so schillernd und bunt aufglitzern unter der Strahlengewandung, mit der der Egoismus sie aufzuputzen liebt — wohl steht auch sie, wenn ihre Stunde schlägt, am Scheidewege, hält in der einen Hand die süsse exotische Blume, deren paradiesischer Duft auch sie berauscht, aus deren prächtigen Farben auch ihr trunkene Verheissungen winken von jauchzendem Glück und unbekümmertem Sichselbstleben, und deren abgrundtiefer Kelch ein Bild ist ihres eigenen namenlosen Frauensehnens ins Ungemessene und Unbegrenzte — hält in der andern Hand ach! nichts als Tränen — Tränen der Freude und Tränen des Leids, wie sie im Leben einer Mutter der Alltag kennt und bringt. Aber für sie, die auf der Suche ist nach ihren Grenzen und ihrer Erfüllung: nach ihrem למינו = Gesetz — für sie kann es in Wahrheit kein Zaudern geben —

mit hastigen Fingern zerpflückt sie sie, die süsse, wilde, fremde Blume, entsagt für immer aller Ichbejahung und Selbstbetonung, ohne Rücksicht auf die Struktur des Weltganzen und ihren Posten darin, will lieben nur als Mutter und um Mutter zu werden. Sie hat gelernt von Channah, dem Weibe Elkanas — „bin ich Dir nicht lieber als zehn Söhne“ sucht ihr Mann sie zu trösten — sie aber steht wortlos auf. wirft sich nieder und weint vor Gtt und findet in ihrer Muttersehnsucht und später in ihrem Mutterglück die tiefsten Worte, die bis dahin über Gtteswaltung und Menschenbestimmung gefallen waren, lehrt eine ganze Nation beten und danken und einen gttbegnadeten Sänger singen — alles aus dem Schmerze unerfüllten und aus dem Glück erfüllten Frauentums heraus — aus der Sehnsucht, das Höchste zu leisten, was sie als Frau zu leisten vermag: Mutter zu sein im Dienstheere Gttes, den sie nicht nur als Schöpfer des Menschen, sondern auch als seinen obersten Dienstherrn fort und fort begreift. „Frauen sind es, aus deren Geschick uns die allnahe Waltung der prüfenden und beglückenden Allmacht entgegenleuchtet; Frauen, von denen wir hoffen und harren, Gtt schauen und — beten lernen sollen.“ (Ges. Schr. das.)

Und so will die jüd. Frau in freier Selbstbestimmung Mutter sein. Und nicht bleibt ihr die Mutterschaft zufällig angeborener oder auch nur zufällig erwählter Beruf — nein, aus ihrer ganzen Welt- und Lebensanschauung erwächst er ihr je nach Veranlagung mit instinktiver oder intuitiver Gewissheit. In ihm vollendet und befreit sich die jüdische Frau von der Angst und der Gebundenheit des Irdischen zur von jeder Selbstsucht freien Hingebung und Übereinstimmung mit dem ewigen Zusammenhang des Universums: mit dem Waltungsplane Gttes. Und gibt sie sich ihm hin mit der ganzen Kraft und sittlichen Energie ihres Wesens, mit der Ganzheit ihres Wandels, in Entsagung und schmerzvoller Hingabe ihres eigenen Ichs, dann wird ihr, die das „Werde“ des Schöpfers mit der gleichen ursprünglichen Unmittelbarkeit, wie Himmel und Erde am ersten Schöpfungstage, noch heute an sich selber erlebt, aus dem Sphärenchor des Weltalls, dem sie sich einfügt, freiwillig und in Selbstbestimmung einfügt als ein einzelner, im Schosse des Ganzen sich verlierender Accord, entgegenklingen und entgegenreifen als herrlichste Frucht ihres Lebens: Harmonie der Persönlichkeit.